

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27659-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Philip Gwynne Jones stammt aus Wales, lebt aber seit 2011 selbst in Venedig, wo er anfing, als Lehrer und Übersetzer zu arbeiten. Inzwischen schreibt er Romane, in denen sowohl seine Liebe zu Venedig als auch seine Begeisterung für Kunst, Musik und Architektur deutlich mitschwingen.

Birgit Salzmann studierte Deutsche Sprache und Literatur, Anglistik und Romanistik und übersetzt englischsprachige Literatur ins Deutsche. Nach Venedig zieht es sie seit über 25 Jahren immer wieder. Sie lebt mit ihrer Familie in Marburg.

Philip Gwynne Jones

DAS VENEZIANISCHE SPIEL

KRIMINALROMAN

Aus dem Englischen von
Birgit Salzmänn

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel «The Venetian Game» bei Constable / Little, Brown Book Group, London.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Hamburg, März 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«The Venetian Game» Copyright © 2017 by Philip Gwynne Jones

Covergestaltung FAVORITBUERO, München

Coverabbildung Peter Zelei Images / Getty Images

Karte Peter Palm, Berlin

Satz aus der Calluna, InDesign,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck, Germany

ISBN 978-3-499-27659-0

Im Gedenken an
Helen Susan Noble,
1968-2014.

Du fehlst mir.

- 1 -

Ihre Majestät blickte gelassen von ihrem Platz an der Wand, während Familie Mills weit weniger gefasst zu mir sah.

Die Frage würde kommen. Jeden Moment jetzt. Bis dahin schob ich die Papiere auf meinem Schreibtisch hin und her und lächelte die drei an. Sie war verheult und müde, er wütend und kurz davor, gleich loszufluchen, der Junge sichtlich gelangweilt.

«Macht ja ganz schön was her, das Bild», bemerkte Dad und deutete auf *sua Maestà*.

«Ja, nicht wahr? Ich habe es vom früheren Konsul geerbt. Sein Büro war allerdings um einiges größer als meins. Er war der Meinung, das Porträt würde für die richtige Atmosphäre sorgen. Ein bisschen weniger fremd, eher beruhigend.» Ich salutierte ihr scherzhaft. «Gott schütze sie, was?»

Es folgte ein kurzes, aber peinliches Schweigen, und ich schwor mir, es nie wieder mit Humor bei der Arbeit zu versuchen.

Dad betrachtete die kleine zerschlissene Fahne, die an dem Miniaturfahnenmast auf meinem Schreibtisch baumelte.

«Die hat wohl auch schon bessere Tage gesehen. Man sollte meinen, man hätte Ihnen eine neue beschafft.»

«Ähm, das ist eine neue. Aber die Katze lässt sich nur schwer davon abhalten, damit zu spielen.» Ich versuchte, die Unterhaltung in sicherere Gefilde zu lenken. «Wir müssten nur noch ein paar Fragen durchgehen. Dann führe ich einige Telefonate, und Sie können wieder Ihren wohlverdienten Urlaub genießen. Einverstanden?» Ich schenkte ihnen mein charmantestes Lächeln. «Ich nehme an, Sie waren schon bei der Polizei?»

Er nickte.

«Haben Sie ein Aktenzeichen?»

Er kramte in seiner Brieftasche und zog eine zerknit-
terte Fotokopie heraus. Ich notierte mir rasch die Anga-
ben.

«Gut, bitte haben Sie einen Augenblick Geduld. Ich
muss nur schnell in Mailand anrufen und einen Termin
für Sie ausmachen.»

Ich nahm den Telefonhörer ab und fing an zu wählen,
doch er hob die Hand. «Entschuldigung, aber wozu müs-
sen Sie in Mailand anrufen?»

Ich legte den Hörer wieder auf. Lächelte wieder. «Ich
muss dort einen Termin im Konsulat für Sie vereinbaren;
wenn alles gutgeht, für morgen. Da müssen Sie dann hin-
fahren und Ihre Ersatzpapiere abholen. Stellen Sie sich
das als vorläufige Reisepässe vor, mit denen Sie wieder
nach Hause kommen.»

«Können wir die nicht einfach hier kriegen?»

Bingo. Die Frage. Die garantiert jedes Mal gestellt
wurde und auf die ich nun seit ganzen zwölf Monaten
keine überzeugende Antwort liefern konnte.

«Leider nein. Ich bekleide hier nur einen ehrenamt-
lichen Posten, ich bin kein offizieller Konsul oder Bot-
schafter. Wenn es um Pässe und Reisedokumente geht,
müssen Sie das amtliche Generalkonsulat in Mailand
aufsuchen. Das sind aber nur zwei Stunden mit dem Zug.
Und es ist eine sehr schöne Stadt, jede Menge Sehens-
würdigkeiten. Im Konsulat selbst brauchen Sie sicher
nur eine halbe Stunde; vielleicht weniger, wenn wir heu-
te den ganzen Papierkram erledigen. Ich würde Ihnen
raten, es einfach als zusätzlichen Urlaubsausflug zu be-
trachten. Lassen Sie sich durch diese Geschichte nicht
den Aufenthalt verderben.»

Seine Frau wurde plötzlich etwas munterer. «Mailand
klingt gut. Da wollte ich schon immer mal hin.»

Er wollte jedoch nichts davon hören. «Kostenlos ist das wahrscheinlich nicht?»

Ich verkniff mir einen Seufzer. Auch das war eine übliche Frage. «Die vorläufigen Reisepässe belaufen sich jeweils auf 120 Euro. Und dazu kommen natürlich die Kosten für die Bahnfahrt; aber wenn wir uns jetzt gleich darum kümmern, kommen wir da vielleicht mit, na ja, hundert Euro insgesamt hin.»

«Wie viel?»

«Also, es werden so knapp fünfhundert Euro Ausgaben auf Sie zukommen, damit Sie wieder nach Hause können. Und denken Sie daran, dass Sie die Pässe austauschen lassen müssen, sobald Sie angekommen sind.»

«Ich dachte, Leute wie Sie wären dazu da, uns zu helfen?»

Dieses Mal ließ sich der Seufzer nicht unterdrücken. «Das versuche ich, Mr. ...» Ich hielt ganz kurz inne und warf einen Blick auf das Blatt Papier, das vor mir lag. «Mr. Mills. Ich tue wirklich alles, was in meiner Macht steht.»

«Warum können Sie uns dann nicht einfach diese ... Passersatz-Dinger geben?»

«Wie schon gesagt, ich bin nur Honorarkonsul. Dazu bin ich nicht befugt.»

Er schüttelte den Kopf und presste ein Lachen hervor. «Dafür wird also das Geld der Steuerzahler verschwendet?»

Full House. Sobald sie diesen Punkt erreichten, fühlte ich mich normalerweise nicht mehr verpflichtet, höflich zu bleiben. «Ich werde nicht bezahlt, Mr. Mills.»

«Ach ja, dann machen Sie das alles wohl aus reiner Menschenliebe?» Er grinste seine Frau an. *Siehst du, mir macht keiner was vor.*

«Ganz genau. Also, ich kann jetzt meine Kollegin in Mailand anrufen und einen Termin für Sie vereinbaren.

Anschließend können wir gemeinsam auf die *Trenitalia*-Website schauen – die, ich sollte Sie vorwarnen, jedem Neuling, sowohl auf Italienisch als auch auf Englisch, ein Rätsel ist – und Ihre Zugtickets buchen. Ich kann Ihnen sogar einen hübschen Tagesausflugsplan zusammenstellen und Ihnen ein nettes Restaurant empfehlen. Oder, falls Sie das vorziehen, dürfen Sie gerne den Rest Ihres Urlaubs damit zubringen, das alles selbst zu regeln. Ganz wie Sie wünschen.»

Als ich begann, in aller Seelenruhe die Unterlagen abzuheften, warf er resigniert die Hände in die Luft. «Schon gut, schon gut. Es tut mir leid, es ist bloß ... die letzten Tage sind ein bisschen anstrengend gewesen. Wissen Sie.»

Ich nickte und hob den Telefonhörer erneut ab. Dabei lächelte ich dem Jungen zu. «Mailand wird dir gefallen, Simon, richtig? Eine Gelegenheit, *San Siro* zu sehen. Wer ist dein Favorit, AC oder Inter?»

Simon antwortete mit einem verständnislosen Blick. «Er mag lieber Rugby», sagte seine Mutter.

Wir sahen uns einen Moment lang schweigend an, bis Gramsci hereingetrottet kam. Der Junge langte nach unten, um ihn zu streicheln, zog die Hand jedoch blitzschnell wieder zurück, als hätte er sich verbrannt. Seine Mutter griff rasch nach einem Papiertaschentuch, um die Blutung zu stillen.

«Tut mir schrecklich leid. Er ist bedauerlicherweise nicht besonders zutraulich.»

Gramsci stürzte sich auf die Fahne, aber ich konnte ihn gerade noch rechtzeitig wegschubsen. Daraufhin ließ er sich auf dem Fensterbrett nieder, um besser auf die Welt da draußen mit ihren bösen Absichten herabzublicken zu können. Wieder machte sich peinliche Stille breit. Dann, zum Glück, ein Knistern in der Leitung. «Britisches Konsulat, Mailand.»

«Helen. Nathan hier. Das Übliche bitte. Wir benötigen drei Ersatzpässe. Erwachsener, männlich, Erwachsener, weiblich, ein Kind. Ich faxe dir die Unterlagen gleich rüber. Kannst du sie morgen noch irgendwann dazwischenschieben?»

«Hallo, Nathan. Wie steht's in Venedig? Ich sehe gerade mal nach. Ja, ihr habt Glück, um 13:00 Uhr hab ich eine Lücke.»

Ich blickte über meinen Schreibtisch zu *la famiglia Mills* hinüber. Sie blickten mit einer Mischung aus Verstärtheit und Antipathie zurück. Wahrscheinlich konnten sie nichts dafür. Irgendein kleiner Schurke hatte Mrs. Mills im Wasserbus die Handtasche geklaut. Und ehe sie es sich versahen, drehte sich ihr ganzer Aufenthalt nur noch um Polizeiwachen und Konsulate, und jeder Gedanke an einen schönen Urlaub wurde durch die ganzen Scherereien verdrängt, die es kostete, einfach wieder nach Hause zu kommen. Selbst in einer tourismusfreundlichen Stadt wie Venedig musste das ärgerlich und beängstigend zugleich sein. Vielleicht war ich zu barsch gewesen. Gerade wollte ich den Termin bestätigen, als er wieder etwas vom «Geld der Steuerzahler» murmelte.

«Tut mir leid, Helen. Ich glaube nicht, dass sie das einrichten können.»

Kurze Pause. «Wenn das so ist, müssen sie um neun Uhr hier sein. Pünktlich», kam darauf die Antwort. «Sie sollten spätestens um halb sieben in Venedig losfahren.»

«Das passt gut, Helen. Danke noch mal. Bis bald!» Ich legte auf. Kindisch, vielleicht. Aber man musste diese kleinen Triumphe beim Schopf packen, wenn sich die Gelegenheit bot.

Ich lächelte über den Schreibtisch hinweg. «Es tut mir sehr leid, aber es scheint, als müssten Sie morgen ziemlich früh aufstehen ...»

Familie Mills zog missmutig von dannen. Ich legte den Kopf auf den Schreibtisch und schloss die Augen. Nur noch zwanzig Minuten, dann konnte ich für heute Schluss machen, und die Chancen standen nicht schlecht, dass jetzt niemand mehr kam.

Plötzlich ein leises Husten. Ich zuckte zusammen und richtete mich auf.

«Entschuldigung. Die Tür war offen.»

Die Stimme kam von einem Mann, Anfang sechzig vielleicht. Elegant gekleidet, wahrscheinlich zu elegant für diese Jahreszeit, in einem dunklen dreiteiligen Anzug, der ihm ein kleines bisschen zu eng war.

Trotz ausgeprägter Geheimratsecken war er mit seinen strahlend blauen Augen sicher einmal ein gutaussehender Mann gewesen. Gramsci saß, kaum zu glauben, auf seinem Arm und schnurrte.

«Das war mein Fehler. Bitte kommen Sie herein.»

Er setzte den Kater mit einer erstaunlich grazilen Bewegung auf den Boden und nahm Platz.

«Mr. Sutherland, nehme ich an?»

«Ganz richtig. Sie dürfen sich übrigens geehrt fühlen. Er mag normalerweise keine Fremden. Oder Menschen im Allgemeinen.»

Der Mann nahm ein Taschentuch aus seiner Brusttasche und wischte sich – vielleicht ein bisschen zu theatralisch – die Hände ab, wie um sicherzugehen, dass auch jedes einzelne Katzenhärchen entfernt wurde.

«Also, wie kann ich Ihnen helfen, Mr. ...?»

«Montgomery. Eine Kleinigkeit nur, wirklich, und es wird nicht allzu viel Ihrer Zeit in Anspruch nehmen.» Er griff in seine Jackentasche und zog einen gepolsterten Umschlag heraus. «Ich möchte, dass Sie das für mich aufbewahren. In Ihrem Wandsafe. Nur ein paar Tage.»

Er wollte mir den Umschlag über den Tisch schieben, doch ich hob die Hand.

«Entschuldigung, aber könnten Sie das noch einmal wiederholen? Was soll ich tun?»

«Dieses Päckchen. Passen Sie einfach ein paar Tage darauf auf.» Er schubste den Umschlag vorsichtig in meine Richtung.

«Es tut mir wirklich leid, aber bevor wir das hier fortsetzen, muss ich Ihnen gleich sagen, dass ich das auf keinen Fall tun kann.»

Er legte den Kopf zur Seite. «Ja, ich verstehe. Sie sind schließlich keine Gepäckaufbewahrung. Aber es ist wirklich nur für ein paar Tage.»

Ich schüttelte den Kopf. «Das kann ich wirklich nicht. Ich weiß ja nicht mal, was da drin ist.»

Er lächelte. «Nun ja, was könnte es Ihrer Meinung nach denn sein?», fragte er und schob das Päckchen unterschiedener über den Tisch.

Ich wendete es hin und her. «Alles Mögliche. Ein Foto Ihrer Mutter. Oder Drogen. Oder gestohlener Schmuck. Sprengstoff. Eine Computerfestplatte mit diversen Widerwärtigkeiten darauf.»

Er hätte eigentlich beleidigt sein müssen, schien aber eher amüsiert. «Tatsächlich?»

«Mr. Montgomery, Sie sind bestimmt ein sehr netter Mann. Mehr noch, Sie sind vielleicht der einzige Mensch, der je dieses Büro betreten hat, ohne dass meine Katze ihn anfallen wollte. Aber ich kann kein Päckchen annehmen, in dem sich Gott weiß was befindet, und es in meinen Safe legen. Warum benutzen Sie kein Schließfach im Bahnhof? Oder in Ihrem Hotel?»

«Ich wäre beruhigter, wenn ich es hier wüsste. Ich meine, Sie sind schließlich Brite, nicht wahr?»

«Das schon, ja. Aber es tut mir leid, ich kann Ihnen nicht helfen.»

«Nehmen wir doch einfach an, es wäre ein Foto meiner Mutter. Und ich wäre bereit, Ihnen zehntausend Euro zu geben, wenn Sie für mich darauf aufpassen.»

Ich hätte fast einen Luftsprung gemacht, aber es gelang mir, mich auf ein andächtiges Kopfnicken zu beschränken. «Zehntausend Euro?»

«Exakt.»

«Sie müssen sie ja sehr geliebt haben. Die Antwort lautet trotzdem nein.»

Er nickte. Wir sahen uns einen Moment schweigend an.

Ich sprach zuerst wieder. «Also. Kann ich sonst etwas tun?»

Er antwortete nicht, fixierte mich nur weiter.

Langsam wurde die Sache lästig. Ich zog eine Schublade auf, nahm eine Visitenkarte vom Stapel darin und hielt sie ihm unter die Nase. «Hier ist meine Nummer, nur für den Fall, dass Sie sie brauchen. Es wird langsam spät, und wenn ich nichts weiter für Sie tun kann ...»

Er langte über den Schreibtisch, machte jedoch keine Anstalten, die Karte zu nehmen. Stattdessen griff er nach dem Miniatur-Fahnenmast. Er drehte ihn hin und her, stellte ihn direkt vor sich und tippte ein paarmal sachte mit dem Zeigefinger auf die Spitze. Dabei verzog er scheinbar schmerzverzerrt die Lippen. «Ganz schön scharf. Seien Sie lieber vorsichtig.»

Ich hielt den Blick auf ihn gerichtet, während ich die Hand ausstreckte und den Fahnenmast wieder auf meine Schreibtischseite zurückholte. «Das bin ich. Und jetzt wird es, so leid es mir tut, wirklich langsam spät ...»

«Das erwähnten Sie bereits.»

«Ich weiß. Und ich sollte für heute schließen.»

«Sie haben noch zehn Minuten. Was werden Sie damit anfangen?»

Er hatte die Stimme kein bisschen erhoben, aber mir gefiel die Wendung nicht, die diese Unterhaltung gerade nahm. «Mr. Montgomery, ich denke, Sie sollten jetzt gehen.»

Er sah mich weiter an, dann schüttelte er den Kopf, als wollte er seine Gedanken klären, und zupfte sich am Kragen. Ein teures Hemd, aber ein kleines bisschen zu eng. Er spreizte die Finger und trommelte damit auf den Tisch. «Wissen Sie, mit ihrem Vorgänger hatte ich nie solche Schwierigkeiten.»

«Mit meinem was?» Dieses Mal konnte ich ein kaum merkliches Zusammenzucken nicht verhindern.

«Mit Ihrem Vorgänger. Dem früheren Konsul.» Er zog die Worte in die Länge, als würde er mit einem Begriffsstutzigen reden. «Mit ihm hatte ich nie solche Probleme.» Er beugte sich kaum merklich nach vorn.

Ich zwang mich, ruhig zu bleiben. «Da muss ein Missverständnis vorliegen.»

Er grinste. «Ach, das glaube ich nicht.»

«Mr. Montgomery. Ich möchte, dass Sie jetzt gehen.»

Er nickte. Dann kraulte er den verräterischen Gramsci kurz unterm Kinn und erhob sich. Ich beschloss, es noch ein letztes Mal zu versuchen.

«Sie könnten mir nicht vielleicht einfach sagen, was wirklich in dem Umschlag ist?»

Wieder ein Lächeln, doch ohne jede Herzlichkeit. «Das könnte ich. Aber ich glaube nicht, dass ich das tun werde. Auf bald, Mr. Sutherland.»

- 2 -

Das Paradiso Perduto war brechend voll. Die Band spielte nicht besonders gut, aber ihr Repertoire – Coversongs von Deep Purple, Black Sabbath und, ganz gewagt, Jethro Tull – schien so ziemlich jeden männlichen Venezianer bestimmten Alters hereingelockt zu haben. Es war zwar warm und stickig, aber es roch angenehm nach Fisch und Frittiertem. Wäre es nicht so laut gewesen, hätte ich mich wohl bestens amüsiert.

«Muss das so laut sein?»

«Du wirst alt, Nathan. Klar muss es laut sein. Du gehst doch auch nicht ins Fenice und sagst: <Dieser Verdi, der hat zwar ein paar tolle Songs drauf, ist aber viel zu laut, oder?>»

«Das Fenice kann ich mir nicht leisten, Dario. Und ja, ich bin zu alt für so was. Davon tun mir die Ohren weh.»

Plötzlich herrschte einen Moment lang Stille, und ich merkte, dass ich brüllte, weil sich Köpfe nach mir umdrehten und die Leute mich anstarrten. Dann eine Synthesizersalve und ein anschwellendes, eindringliches Gitarrenriff.

Dario packte mich an den Schultern und schüttelte mich.

«Pink Floyd! <Astronomy Domine>! Die Syd-Barrett-Ära von -»

«Dario, woher weißt du das alles?»

Dario wirkte ehrlich gekränkt. «Nathan, das ist dein Erbe.»

«Kann schon sein. Ich meine ja bloß, woher weißt du so viel darüber? Ich rede doch auch nicht dauernd über Gaber oder Celentano.»

«Die hört ja auch kein Mensch außer dir. Also, schon, aber nicht ernsthaft. Das hier ist solider britischer Rock.

Kein anderes Land der Welt hat solche Musik hervorgebracht. Du solltest stolz sein!»

«Na ja, bin ich wohl auch. Ich fühle mich bloß ... keine Ahnung ... wirklich ein bisschen zu alt für das Ganze.»

«Schau dich doch mal um, Nathan. Hier ist alles vertreten. Junge, Alte, sogar mürrische Kerle wie du.»

Es stimmte. Das Publikum war eine bunte Mischung aus Studenten, Hippies und Leuten mittleren Alters wie Dario und mir. An der Bar fuhr man Berge von frittierten Sardinen, Fleischbällchen, *Baccalá* und gegrilltem Tintenfisch auf, während Gläser mit Spritz *al Bitter* oder *all'Aperol* quasi im Sekudentakt gefüllt und über die Theke geschoben wurden. Ich trank einen enttäuschenden Schluck von meinem italienischen Bier. Italienisches Bier war immer enttäuschend. An heißen Tagen kam es einem genau zehn Sekunden lang wie das Allergrößte vor – die zehn Sekunden, die es brauchte, um warm und schal zu werden. Ich sehnte mich nach einem anständigen Bier. Auch eine Zigarette schien mir eine angenehme Vorstellung, aber Dario würde mir bestimmt die Leviten lesen.

Widerstrebend leerte ich mein Glas. «Dasselbe nochmal?», fragte er.

«Warum nicht? Betäubt den Schmerz. Und bring was von dem Baby-Oktopus mit, ja?»

Während er fort war, fing die Band an, «Master of the Universe» zu spielen, einen alten Hawkwind-Song. Mir rutschte ein begeistertes «Yeah» heraus. Als Dario zurückkam, sang ich schon mit. Vielleicht war sogar ein bisschen Luftgitarre mit im Spiel.

Dario grinste, bis sich seine Augenwinkel kräuselten. Als wir uns kennenlernten, hatte ich mich über die tiefen Fältchen um seine Augen gewundert. Ich dachte, er hätte vielleicht zu viel Sonne abbekommen. Später wurde mir klar, dass er einfach so viel lächelte. Wieder packte

er mich an den Schultern und schüttelte mich. Und wenn Dario einen schüttelte, dann zitterte man noch ein gutes Weilchen später.

«Siehst du! Ich hab doch gesagt, es wird dir gefallen!»

«Das ist ja auch Hawkwind. Hab ich noch nie von einer Coverband gehört.»

«Ach, vergiss Hawkwind. Hör dir lieber meine Pink-Floyd-Story an.»

Ich stellte mein Bier ab und fixierte ihn mit eisigem Blick. «Na schön. Erzähl mir die Pink-Floyd-Story. Aber wenn ich dich noch einmal so über Hawkwind reden höre, ist es aus mit unserer Freundschaft.»

Er grinste, und einen kurzen Moment befürchtete ich, er könnte mir noch einmal die Schultern malträtieren. «Ich mach bloß Witze, Nathan. *«In Search of Space»* ist ziemlich gut. Aber die Pink-Floyd-Story ...»

Ich verspeiste genüsslich meinen Baby-Oktopus. Kleine Tintenfische. Am Spieß. Genial. «Na gut, lass hören.»

«Also, stell dir vor, es ist 1989, ja? Roger Waters hat die Band inzwischen verlassen. Ich denke, ich werd sie wahrscheinlich nie live erleben. Da passiert etwas Unglaubliches. Später werden sie es *«The Night of Wonders»* nennen. Es ist total verrückt, aber Pink Floyd spielt in Venedig. In *Venedig!*

Ich hab natürlich längst mein Ticket, da krieg ich eines Nachmittags im Büro plötzlich einen Anruf. Es ist Maria - du weißt schon, meine damalige Frau -, sie ist in dem Moment auf den Zattere unterwegs. Und da hat sie sie gerade gesehen, alle drei. Sitzen auf der Terrasse vor Nicos Eiscafé und trinken Spritz.

Ich muss also da hin, aber wie? Zwanzig Minuten mit dem Bus aus Mestre und dann mit dem *vaporetto* weiter? Keine Chance, dann wären sie weg. Ich sage meinem Chef, ich müsste los, ich hätte einen wichtigen Anruf bekommen, wäre in einer Stunde zurück.

Ich springe aufs Motorrad, meine alte Moto Guzzi Le Mans 850. Düse den Corso del Popolo runter, biege in die Via della Libertá ab, rauf auf die Brücke und rüber nach Venedig. Es ist ein schöner Tag. Kühl, aber die Sonne scheint auf die Lagune. Strahlend blauer Himmel. Ich brette über die äußere Spur, die Altstadt kommt immer näher, und mein einziger Gedanke ist, dass Pink Floyd gerade bei Nico was trinken und ich sie nicht verpassen darf.

Ich komme von der Brücke und biege Richtung San Basilio ab. Wo die ehemalige *stazione marittima* war, ist jetzt ein Kontrollpunkt. An dem steht ein Bulle, aber – das glaubst du nie – es ist ein alter Freund von mir. Wir waren zusammen bei der Armee. Ich rufe ihm zu, dass ich zu Nico muss, weil da Pink Floyd sitzen, und er winkt mich durch!

Dann bin ich bei San Basilio, und da muss ich vorsichtig sein, weil überall Leute sind. Alle schreien mich an und fuchteln wie wild herum, weil sie glauben, ich bin ein verrückter Tourist oder betrunken, oder irgendwer dreht vielleicht gerade einen Film. Ich fahre die erste Brücke hoch, und dann bin ich auf den Zattere und rase am Kanal entlang. Noch eine Brücke, ich hebe kurz ab, dann hab ich's geschafft.

Und da sind sie. Nick Mason. Richard Wright. David Gilmour. Ich mache eine Vollbremsung, trete den Ständer runter, nehme den Helm ab. In diesem Moment fange ich an zu zittern. Egal, ich gehe zu ihnen und sage zu Gilmour: <Wollte euch nur mal sagen, dass ihr phantastisch seid!>

Und Gilmour schaut bloß kopfschüttelnd aufs Motorrad. Und lächelt.»

Dario verstummte und fing an zu grinsen. «Das war's. Das ist meine Pink-Floyd-Story.»

Ich trank mein Bier aus.

«Du willst mir erzählen, du bist mit dem Motorrad die Zattere runtergefahren, nur um David Gilmore zu sagen, wie toll du ihn findest?»

«Si!»

Ich schüttelte den Kopf. Keinem anderen hätte ich auch nur ein Wort geglaubt. Aber Dario passierte so etwas offenbar wirklich. Ich boxte ihn gegen den Arm und bereute es sofort. Es fühlte sich an, als hätte ich gegen eine Backsteinmauer geboxt.

«Du verrückter Mistkerl. Und was ist dann passiert?»

«Sie haben mir ihre Autogramme aufs Tischtuch geschrieben!»

«Nein, ich meine, weil du mit dem Motorrad quer durch Venedig gefahren bist?»

«Ach, ich hab ein Jahr lang den Führerschein verloren. Weil ich keinen Führerschein mehr hatte, hab ich meinen Job verloren. Und weil ich meinen Job verloren habe, hat Maria mich verlassen. Ich konnte keinen neuen Job finden, also bin ich wieder bei der Armee gelandet. Aber das war's wert. Das Tischtuch hab ich immer noch. Ich zeig's dir, wenn du das nächste Mal kommst.»

Die Band hatte sich durch «Free Bird» gequält und packte langsam zusammen. Ich sah auf die Uhr. Erst kurz nach elf, es war noch früh am Abend.

«Trinken wir noch einen?»

«Lieber nicht. Ich hab Valentina gesagt, es wird nicht so spät.»

«Ach, komm schon. Bloß einen Absacker.»

Er betrachtete sein Glas und dachte über meinen Vorschlag nach. «Nein, ich muss los. Mann, sei schlau, hör auf deine Frau, stimmt's?»

Es folgte ein kurzes, aber betretenes Schweigen.

«Sorry.»

Ich zuckte mit den Schultern.

«Alles klar?»

Ich zuckte wieder mit den Schultern. «Ja. Mehr oder weniger. Meistens.» Ich wechselte das Thema. «Heute war ein Mann bei mir im Büro und hat mir ein Angebot gemacht, das ich eigentlich nicht ablehnen konnte.»

«Was hast du gemacht?»

«Ich hab es abgelehnt.»

«Was war es denn?»

«Er bat mich, ein Päckchen für ihn aufzubewahren. Nur ein paar Tage, sagte er.»

«Drogen?»

«Höchstwahrscheinlich. Egal, ich hab ihn jedenfalls weggeschickt. Sicher, dass du nicht noch eins willst?»

Er schüttelte den Kopf. Ich fürchtete eine schmerzhaft Abschiedsumarmung, aber er verschonte mich, und wir gingen unserer getrennten Wege. Er zurück zum Bahnhof, um den nächsten Zug nach Mestre zu nehmen; ich zurück nach San Marco. Ich überlegte, ob ich rüber zu den Fondamente Nove laufen und ein Boot nehmen sollte. Die *vaporetti* würden inzwischen nicht mehr so überfüllt sein, und die Wartezeit mit Blick über das dunkle Wasser der Lagune hinüber zur Friedhofsinsel San Michele wäre entsprechend beschaulich.

Ich entschloss mich, zu Fuß zu gehen. Es war ein warmer Abend, gerade richtig, um gemütlich durch die Gasen zu schlendern. Ich lief quer durch Canareggio und über die Scalzi-Brücke. Anschließend am Rio Marin Canal entlang, der um diese Zeit still dalag, und bog dann an der Scuola Grande di San Giovanni Evangelista rechts ab. Vor Jahren einmal hatte ich mich in den frühen Morgenstunden in Neapel verlaufen und zunehmend panisch zwei Stunden damit verbracht, nach meinem Hotel zu suchen, während ich mir einbildete, jeder Schritt, den ich hinter mir hörte, stamme von jemandem, der Böses im Sinn hatte. Venedig war da anders. Wenn man hier spätabends nach Hause wollte, wartete man entweder

auf ein Boot oder man spazierte durch das Labyrinth der Gassen. Ohne groß darüber nachzudenken. Ich mochte diese Einsamkeit und fand inzwischen Gefallen daran, mitten in der Nacht stundenlang umherzulaufen und dabei kaum einer Menschenseele zu begegnen. Mittlerweile verirrte ich mich nur noch selten, worüber ich fast ein bisschen traurig war.

Ich erreichte den Campo dei Frari und lächelte, wie immer, über das Graffiti, das jemand an die seitliche Wand des Klosters gesprüht hatte: «Silvio, can you dance like Mussolini?» Hier war die Stadt belebter, ein paar Bars und Restaurants hatten noch geöffnet. Ich kam an der Kirche von San Pantalon mit ihrer Backsteinfassade vorbei und bahnte mir meinen Weg durch die spät-abendlichen Zecher, die die Stufen der Brücke zum Campo Santa Margherita bevölkerten. Wie die Ortsansässigen davon sprachen, hätte man annehmen können, der *Campo* läge mitten in Gomorrha. Ganz so schlimm war es aber eigentlich nicht. Aus den Bars dröhnte Musik, während die späten Gäste bis hinaus auf den Platz standen. Morgen früh gäbe es ein Meer aus Flaschen, Piz-zakartons und Dönerverpackungen zu beseitigen. Und es musste die Hölle sein, hier zu wohnen. Aber in jeder beliebigen Großstadt gab es sicher üblere Gegenden.

Eine Gruppe Briten stritt mit den Türstehern, die ihnen den Zutritt zum Piccolo Mondo, dem einzigen Nachtclub im historischen Stadtkern, verwehrten; doch abgesehen davon wurden die Straßen langsam wieder ruhiger, und ich hatte die Accademia-Brücke ganz für mich, als ich den Canal Grande überquerte und das *sestiere* San Marco erreichte. Fast zu Hause. Bis ans Ende des Campo Santo Stefano noch, über den Campo Sant'Angelo und dann in die Calle dei Assassini, wo drei dunkle Schatten auf mich warteten. Als ich sie das erste Mal sah, hatten sie mich erschreckt. Drei Schatten, die vom

Vorsprung des Mauerbogens fielen, der die Gasse überspannte und für den arglosen Passanten wie drei Gestalten aussahen, die dort böswillig lauerten. Eine passende Vorstellung für die Gasse der Mörder.

Ich kam an einem Antiquariat vorbei, in dem ich noch nie gewesen war, und an einer kleinen Galerie. Hätte das Fabelhafte Brasilianische Café noch aufgehabt, wäre ich vielleicht in Versuchung geraten, auf einen weiteren Drink dort haltzumachen, aber es hatte, wie die meisten anderen um diese Uhrzeit, schon geschlossen. Auch gut. Das Verlangen nach einem nachmittäglichen Negroni deutete ich als ausdrückliches Zeichen, dass es höchste Zeit war, schlafen zu gehen.

Ich ging hinauf in die Wohnung. Gramsci wartete schon auf mich und maunzte beharrlich, bis ich ihm noch etwas zu fressen gab. Anschließend nahm ich eine Flasche Billa-Grappa aus dem Küchenschrank, goss mir ein Glas ein und setzte mich aufs Sofa. Inzwischen war es fast eins. Mitternacht zu Hause in Schottland. Spät, aber vielleicht noch nicht zu spät. Ich nahm den Telefonhörer ab und wählte die Vorwahl für Großbritannien. Dann die für Edinburgh.

Ich zögerte. Wie viele Gläser Bier hatte ich getrunken? Vier, fünf? Wenn ich jetzt anrief, würden Fragen gestellt werden. Wir würden «uns unterhalten».

Mach schon. Ruf an. Sag, was du zu sagen hast.

Sei kein Narr. Es ist spät. Du hast was getrunken.

Ihr habt seit Wochen nicht miteinander gesprochen.

Sie wird dich für verrückt halten.

Und dann das Totschlagargument: *Was, wenn jemand anderes abhebt?*

Ich ließ den Hörer zurück auf die Gabel sinken, trank den Grappa aus und schenkte mir einen zweiten ein. Dann nahm ich Gramsci auf den Arm und drückte ihn

traurig an mich. Er befreite sich unsanft, sprang auf den Tisch und sah mich von dort aus verachtungsvoll an.

- 3 -

Keine Milch im Kühlschrank, schon seit Tagen nicht. Das lieferte mir die perfekte Entschuldigung für einen Kaffee und ein Brioche bei den Brasilianern unten. Ich sah das Angebot im Zeitungsständer durch.

«Keine *L'Unità* heute Morgen?»

Eduardo hielt beim Gläserpolieren inne.

«Heute Morgen nicht, und vielleicht nie wieder.»

«Wie meinst du das?»

«Sie sind pleitegegangen, Nathan. Liest du keine Zeitung?»

«Ich lese Zeitung. Nur von hinten. Manchmal komme ich nicht bis zum Anfang.»

Ich zog eine *Manifesto* aus dem Ständer, hatte sie jedoch kaum aufgeschlagen, da klingelte mein Handy.

«*Signor Sutherland?*»

«*Sì.*»

«Gallerie dell'Accademia hier. Sie haben etwas im Schließfach vergessen, nachdem Sie gestern hier waren.»

«Entschuldigen Sie, aber das muss ein Missverständnis sein. Ich war gestern nicht in der Accademia.»

Dadurch ließ sich der Anrufer nicht abwimmeln. «Sie haben Ihre Sachen im Schließfach gelassen, als Sie hier waren», wiederholte er ungerührt. «Bitte holen Sie sie heute ab.»

Dann legte er auf.

Merkwürdig. Ich war seit fast einem halben Jahr nicht mehr in der Accademia gewesen. Damals hatte Federica mir eine Eintrittskarte für die Enthüllung eines restaurierten Tizians besorgt. Zwar konnte ich mich nicht daran erinnern, irgendetwas dort vergessen zu haben, aber vielleicht hatten sie sich einfach im Datum geirrt. Oder

niemand hatte seitdem das Schließfach kontrolliert. So oder so, es waren nur zehn Minuten zu Fuß bis dorthin, und ich hatte heute Vormittag keine Sprechstunde. Allerdings lag ein ziemliches Stück Arbeit an der Übersetzung einer Bedienungsanleitung für Rasenmäher vor mir, die ich bis jetzt aufgeschoben hatte. Ich würde mich ein paar Stunden damit beschäftigen und dann aufbrechen. In der Galerie würde ich kurz abholen, was immer ich dort vergessen hatte, und anschließend langsam ans Mittagessen denken.

Vor der Kirche von San Vidal stand, wie jeden Tag, seit ich nach Venedig gekommen war, Charlie Chaplin. Er wirbelte seinen Stock, deutete einen leichten Knicks an, und wir nickten uns zu. Miteinander gesprochen hatten wir noch nie und würden es wahrscheinlich auch nie tun, aber nach fünf Jahren waren wir immerhin dazu übergegangen, die Existenz des jeweils anderen zu würdigen.

Manchmal, vor allem spätabends, war es ein wahrer Genuss, die Accademia-Brücke zu überqueren. An klaren Herbstabenden ohne die Menschenmassen des Tages blieb ich meist dort stehen und blickte Richtung Salute-Kirche, die sich hell erleuchtet vom *Bacino* von San Marco abhebt. Wenn ich Glück hatte, gab mein Freund, der Lautenspieler, ein bisschen Barockmusik zum besten, und ich hielt mich für den glücklichsten Menschen der Welt, weil ich in dieser Stadt leben durfte. Zu anderen Zeiten wiederum ging es hier fast zu wie in der Hafentreppenszene aus *Panzerkreuzer Potemkin*. Heute war Letzteres der Fall.

Wie immer wartete Gheorghe am Fuß der Brücke. Ich blieb stehen, um ihn zu begrüßen.

«Was ist das?» Ich deutete auf ein Stück Pappe, auf das zwei Symbole gezeichnet waren. Das erste zeigte die Silhouette einer Frau, die offenbar unter dem Ge-

wicht eines riesigen Hundes wankte, den sie gerade über die Brücke trug. Es war mit einem dicken roten Filzstift durchgestrichen worden. Das zweite zeigte dieselbe Frau, wie sie leichtfüßig über die Brücke sprang, während jemand anderes den Hund für sie trug. Diese Abbildung war mit einem grünen Haken markiert.

«Das ist mein neues Geschäftsmodell», erklärte Gheorghe mit seinem starken rumänischen Akzent. «Du weißt doch, wie alle uns hassen?»

Ich nickte vorsichtig. Er hatte recht. Würde man eine Beliebtheitstabelle der Zugezogenen aufstellen, nähmen die Rumänen zusammen mit den Albanern und allen anderen ursprünglich südwärts von Rom Beheimateten die Abstiegsplätze ein.

«Alle denken, wir sind Bettler und Diebe, stimmt's? Also habe ich mir gedacht, wir brauchen ein neues Image. Die Afrikaner verkaufen Handtaschen, die Asiaten leuchtende Wurfpeile oder Liebesschlösser. Die Briten verkleiden sich als Charlie Chaplin ...»

«Moment mal, er ist *Brite*?»

Gheorghe wirkte überrascht. «Natürlich ist er das. Glaubst du, ein Italiener würde so was machen? Ich dachte jedenfalls, wir Rumänen brauchen auch unser Ding. Aber was? Und dann ist mir das hier eingefallen.»

«Und wie funktioniert es genau?»

«Ganz einfach. Venedig ist eine Stadt mit vielen Brücken und vielen kleinen Hunden. Hast du schon mal gesehen, wie sich ein Dackel über eine Brücke quält? Außerdem gibt es hier viele alte Damen. Alte Damen mit Hunden und Einkaufstrolleys. Du siehst sie jeden Tag, mit der einen Hand ziehen sie den Trolley, mit der anderen den Hund, und du denkst, sie schaffen es nie auf die andere Seite. Aber für nur einen Euro nehme ich den Hund und trage ihn rüber. Und sie brauchen sich

nur noch um den Trolley zu kümmern. Leicht verdientes Geld!»

«Aber wäre es nicht sinnvoller, ihnen den Trolley abzunehmen und sie den Hund führen zu lassen?»

Er sah mich verständnislos an, als wäre mir etwas entgangen, das ein Blinder sehen würde. «Das könnte doch jeder. So herum ist es etwas Neues. Du musst ein bisschen kreativ sein, Nathan.»

Ich wollte nicht spotten. Gheorghe hatte es nicht leicht gehabt, seit er aus Rumänien hergekommen war. Immerhin hatte er es geschafft, nicht in die organisierte Bettelei oder die Straßenkriminalität abzurutschen, aber das Leben war hart zu ihm gewesen. «Du denkst, ich bin verrückt?»

«Verrückt? Das ist Wahnsinn. Eine total irre Idee. Aber gestern hat mein bester Freund mir erzählt, er sei mal mit dem Motorrad durch Venedig gerast, um Pink Floyd zu treffen. Vielleicht ist verrückt der richtige Weg.»

Das schien ihm zu gefallen. Während wir uns unterhielten, bemerkte er, wie sich eine ältere Dame näherte, die sich sichtlich mit einem gewaltigen Einkaufstrolley und einem kleinen Hund abmühte.

«Sorry, Nathan, ich muss los. Zeit ist Geld, stimmt's?», sagte er und ging mit einem breiten Lächeln auf sie zu. Ich rechnete mit einer augenblicklichen Abfuhr, womöglich verbunden mit irgendeiner fremdenfeindlichen Bemerkung. Doch zu meinem Erstaunen nickte die Dame und händigte Gheorghe einen Euro und die Hundeleine aus. Er hob das Hündchen auf den Arm und überquerte mit großen Schritten die Brücke, während sie und ihr Trolley Mühe hatten mitzuhalten.

Ich schüttelte den Kopf. Verrückt schien mir tatsächlich der richtige Weg.

Die Accademia war kühl und roch nach Kunst von Toten. Der Mann an der *guardaroba* hielt mir eine Standpauke über das Zurücklassen von Gegenständen in Schließfächern. Er hoffe, mir sei klar, dass diese nach ein paar Tagen normalerweise einfach weggeworfen würden und wie viel Glück ich hätte. Schließlich seien sie ein Nationalmuseum und keine Gepäckaufbewahrung. Warum ich kein Schließfach am Bahnhof oder den Hotelsafe benutzte, wenn ich etwas an einem sicheren Ort verwahren wollte? Ich versuchte, zu erklären, dass ich kein Tourist sei und dass, was immer da gefunden worden war, so gut wie sicher nichts mit mir zu tun hatte. Er schüttelte nur den Kopf und überreichte mir ein Päckchen.

Es war ein Luftpolsterumschlag, ähnlich dem, den mir am Tag zuvor Montgomery zu geben versucht hatte. Mit dem einzigen Unterschied, dass ein Aufkleber angebracht worden war, auf dem in eleganter, gestochener Handschrift stand: «Eigentum von Nathan Sutherland, Britisches Konsulat, Calle dei Assassini».

Der Mann sah an meinem Blick, dass ich den Umschlag wiedererkannte, und lächelte triumphierend. Also gehöre das Päckchen wohl doch mir? Gut, er sei natürlich froh, dass ich nun hier sei, um es abzuholen. Aber mir müsse klar sein, dass er einige Unannehmlichkeiten deswegen gehabt hätte. Immerhin hätte ihm keine Kontakttelefonnummer von mir vorgelegen. Er sei gezwungen gewesen, sie im Internet herauszusuchen. Ich könne von Glück sagen, dass er es sei, der an diesem Vormittag Dienst habe, die meisten anderen Mitarbeiter hätten sich nicht die Mühe gemacht. Das nächste Mal solle ich meine Wertsachen doch bitte schön besser im Hotel lassen.

«Ich habe kein Hotel.»

«*Scusa?*» Jetzt wurde er langsam dreist und benutzte die informelle Anredeform.

«Ich sagte, ich habe kein Hotel. Ich wohne hier. Und außerdem gehört mir das nicht.»

Er verengte die Augen. «Sind Sie sicher?»

«Ja, ich bin sicher. Dieser Umschlag gehört mir nicht.»

Er wollte das Päckchen zurücknehmen. «In dem Fall legen wir es zu den Fundsachen.»

Ich packte es schnell an der anderen Seite. Wir blitzten einander an und zogen es über dem Schalter hin und her.

«Es gehört nicht mir. Es gehört einem, nun ja, einem meiner Klienten.»

«Einem *Klienten* ...» Er zog das Wort künstlich in die Länge.

«Ja. Der betreffende Herr bat mich, es für ihn aufzubewahren.»

«Warum?»

«Das weiß ich nicht.»

«Was ist da drin?»

«Das weiß ich nicht.»

«Warum haben Sie es nicht angenommen?»

Ich fuhr mir mit den Fingern durch die Haare. Wie kam es nur, dass sich früher oder später jeder in diesem Land als Bürokrat erwies? «Weil ich nicht weiß, was drin ist.»

«Warum sollte Ihnen jemand ein Päckchen geben, damit Sie es aufbewahren?»

Ich richtete mich zu meiner ganzen Größe auf. «Ich bin Honorarkonsul Ihrer Majestät, der Königin von England, in Venedig, und das bedeutet, dass ihre Untertanen mich ... gelegentlich bitten ... etwas für sie zu tun.»

Dem letzten Teil des Satzes fehlte es wahrscheinlich an der nötigen Würde.

«Sie sind der Botschafter?»

«Nein, der Konsul. Der Honorarkonsul, genauer gesagt.»

Er nickte, griff in eine Schublade und nahm einen Päckchen Formulare heraus. «Gut, ich muss Ihre Papiere sehen.»

«Warum das denn? Vor fünf Minuten wollten Sie doch nur, dass ich das verdammte Ding einfach mitnehme!»

«Ja, aber da dachte ich noch, das Päckchen würde Ihnen gehören. Wenn das nicht der Fall ist, müssen Sie ein Formular ausfüllen.»

Ich sah auf die Vordrucke, die vor ihm lagen. Drei Seiten, vielleicht fünf erforderliche Unterschriften. In einem Land, in dem man zwanzigmal unterschreiben musste, um ein einfaches Bankkonto zu eröffnen, kam man damit noch glimpflich davon.

«Reisepass.»

Ich holte meinen Personalausweis hervor. Er sah mich verdutzt an. «Kein Reisepass?»

«Den trage ich nie mit mir herum. Nur meinen Personalausweis.»

«Dann wohnen Sie hier?»

«Natürlich wohne ich hier. Ich bin der britische Honorarkonsul. Wie sollte das gehen, wenn ich hier nur im Urlaub wäre?»

Er nickte und sah auf den Ausweis. «Da steht, Sie sind Übersetzer?»

«Stimmt. Das ist mein Beruf.»

«Dann sind Sie nicht der Konsul?»

«Ich bin der Konsul, aber das ist kein richtiger Beruf. Dafür werde ich nicht bezahlt. Übersetzen ist meine eigentliche Arbeit.»

«Sie werden nicht bezahlt?» Er stieß einen Pfiff aus. «*Mamma mia.*» Zum ersten Mal sah er mich mit einem gewissen Maß an Sympathie an. Also war ich doch einer von ihnen.

Ich holte meine Konsulats-Visitenkarte hervor. Er warf einen flüchtigen Blick darauf und notierte sich etwas Unleserliches. Dann schob er mir die Formulare hin. «Unterschreiben Sie bitte einfach hier ... und hier ... und hier. Und hier.»

Vier Unterschriften, um eine Fundsache abzuholen. Wirklich nicht schlecht. Ich steckte das Päckchen in meine Jackentasche, und wir verabschiedeten uns. Als ich das Gebäude verlassen wollte, sah ich – nur für einen kurzen Moment – einen untersetzten Mann mittleren Alters in Richtung der oberen Ausstellungsräume gehen. Montgomery, ganz sicher. Ich folgte ihm die Treppe hinauf, wurde jedoch von einer Aufsicht angehalten, die, nicht ganz unbegründet, darauf bestand, meine Eintrittskarte zu sehen. Ich versuchte, über ihre Schulter hinweg den ersten Ausstellungsraum zu überfliegen, aber wenn Montgomery dort gewesen war, dann war er inzwischen wieder fort.

Sicher, ich hätte eine Eintrittskarte kaufen und durch die Galerie laufen können, um ihn zu suchen. Aber wozu? Um ihm zu sagen, er solle aufhören, mir Pakete zukommen zu lassen? Außerdem bestand die Möglichkeit, dass ich mich geirrt hatte. Und vor allem – ich sah auf meine Armbanduhr – war es fast schon Zeit fürs Mittagessen.

Ich machte mich auf den Weg nach Hause. Wahrscheinlich wäre es nötig, einkaufen zu gehen. Die einzigen Nahrungsmittel in der Wohnung gehörten Gramsci. Und ich hatte das Gefühl, ich sollte wirklich mal ausprobieren, ob der Herd noch funktionierte. Ja, ich würde rüber zum Punto laufen und vielleicht ein bisschen gefüllte Pasta besorgen. Nichts allzu Aufwendiges.

Und dann, als ich über den Campo Sant'Angelo lief, sah ich ihn plötzlich wieder. Kein Irrtum diesmal. Er saß auf den Stufen der ungewollt obszönen Statue von Nicolò Tommaseo und las Zeitung. Ich blieb stehen. Das

erste Mal war es fast sicher ein Zufall gewesen. Nun aber ganz bestimmt nicht. Sollte ich hingehen und ihn zur Rede stellen? Oder ihn einfach ignorieren?

Ich entschloss mich, die Sache auszusitzen. Ich würde zum Mittagessen ins Bacaro Da Fiore gehen, was den vorteilhaften Nebeneffekt hätte, dass die Notwendigkeit, etwas zu kochen, entfiel. Und bei einem guten Mittagessen, konnte ich alles aussitzen.

Wie immer war Paolo da, bärtig und gutgelaunt. «*Ciao, Nathan, come stai?*»

«*Mica male, Paolo. Hast du heute moleche im Angebot?*»

«Bloß ein paar, du hast Glück. Sind allerdings ziemlich teuer.»

«*Beh, dann gib mir nur zwei. Und ein paar Fleischbällchen mit einem halben Liter Roten. Kann sein, dass ich eine Weile hier bin.*»

Eine Stunde später, den Magen voller, Kopf und Geldbörse leerer, verließ ich das Da Fiore. Montgomery war verschwunden. Als ich nach Hause kam, schloss ich mein Büro auf und warf das Päckchen auf den Schreibtisch.

Was nun?

Ich konnte es in den Safe legen und einfach vergessen. Oder ich konnte es öffnen. Sollte ich das wirklich tun?

Ja. Ja, das sollte ich.

Ich hatte keine Ahnung, ob Montgomery zurückkommen würde. Falls etwas Unrechtmäßiges darin war, müsste ich die Polizei informieren. Außerdem wollte ich es, wäre das der Fall, nicht länger als nötig im Haus behalten.

Gramsci sprang auf den Schreibtisch und kratzte an dem Umschlag. Wir sahen uns an. Ich nickte. Er hatte gewöhnlich recht, was solche Entscheidungen betraf. Mit dem Umschlag und einem Brieföffner bewaffnet ging ich

in die Küche. Sollte ich ihn lieber in der Spüle öffnen, nur für den Fall, dass er explodierte? Oder half das nur in Filmen? Ich kannte mich da nicht aus, aber ich war mir ziemlich sicher, dass Sprengkörper nicht entschärft werden konnten, indem man sie einfach kurz unter kaltes Wasser hielt.

Ich zögerte einen Moment, bis hinter mir ein mahnendes Miau ertönte, und schlitzte den Umschlag auf. Er enthielt ein Kuvert, auf dem, wieder in dieser gestochenen Handschrift, «Bitte benutzen» stand, und einen größeren Gegenstand, der in Luftpolsterfolie verpackt war. Etwas nervös nahm ich das Kuvert und zog ein paar dünne, weiße Baumwollhandschuhe heraus.

Es sprach eigentlich nichts dagegen, sie anzuziehen. Dann entfernte ich vorsichtig die Luftpolsterfolie. Der Gegenstand darin war in feines Seidenpapier gewickelt.

Ein Buch. Klein, vielleicht zehn Zentimeter hoch und sieben Zentimeter breit, mit einem schlichten schwarzen Ledereinband.

Die Handschuhe passten genau, trotzdem fühlten sich meine Finger unbeholfen und steif an, während ich die Seiten umblätterte. Das Frontispiz trug den schlichten Titel *La Vita della Vergine Maria. Das Leben der Jungfrau Maria*. Die folgende Seite zeigte ein Bild der thronenden Madonna, umgeben von Heiligen. Es war wunderschön. Ein kleines Juwel aus Blau- und Gold- und Rottönen, nur ein paar Quadratzentimeter groß. Dann, für mich unlesbar, seitenweise lateinische Schrift und dazwischen weitere Abbildungen. Ich versuchte, mir die Geschichten wieder in Erinnerung zu rufen. Die unbefleckte Empfängnis. Marias Geburt. Marias Tempelgang. Die Verlobung Marias und Josefs. Die Verkündigung. Die Flucht nach Ägypten. Die ganzen Geschichten aus der Sonntagsschule, wo die furchteinflößende Mrs. Walton mir eingeredet hatte, ich sei schon mit sieben

ein Sünder und zur Hölle verdammt. Alles aufs Schönste und bis ins Detail in leuchtenden Farben illustriert.

Ich blätterte es noch einmal durch. Es schien mir respektlos, ja beinahe eine Sünde, keine angemessene Zeitspanne damit zu verbringen, jede einzelne Miniatur zu betrachten; wie ein Tourist, der durch die Uffizien hastet, um rasch ein Selfie mit der *Geburt der Venus* zu machen und dann wieder zu verschwinden. Ich wendete das Büchlein hin und her, wog es in der Hand. Hob es ans Gesicht und schnupperte. Der Geruch alter Bibliotheken und sauberer Leders.

Fast ehrfürchtig legte ich es auf den Schreibtisch. Gramsci wagte einen Stups, ich konnte ihn jedoch ausnahmsweise mit einem Blick bezwingen, und er schlich sich davon. Was sollte ich davon halten? Ein Objekt zur Heiligenverehrung, wahrscheinlich von jemand ziemlich Mächtigem und Wohlhabendem in Auftrag gegeben. Wie musste er sich wohl dabei gefühlt haben, dieses herrliche Buch in Händen zu halten? Es durchzublättern und jede dieser wunderschönen Miniaturen zu betrachten. Zu denken: Das ist mein Werk. Aus Liebe zu unserer holden Jungfrau habe ich diese Kostbarkeit erschaffen lassen. Oder verspürte er vielleicht eher Furcht, als er es anschaute? Diese permanente Erinnerung daran, dass er versucht hatte, sich den Weg in den Himmel zu erkaufen; für seine Sünden zu büßen, indem er für die Schöpfung von etwas so Reinem und Makellosem bezahlte. Er wäre nicht der Letzte gewesen, der glaubte, mit Geld ließe sich alles lösen.

Warum hatte Montgomery dafür gesorgt, dass dieses Buch in meine Hände gelangt? Ich war ihm vorher noch nie begegnet, und doch konnte er mich gut genug einschätzen, um zu wissen, dass ich nicht widerstehen und das Päckchen öffnen würde. Steckte tatsächlich nicht mehr dahinter? Sollte ich es wirklich nur ein paar Tage

für ihn aufbewahren, weil er mir aus irgendeinem Grund zutraute, sorgfältig damit umzugehen? Keine besonders gute Erklärung, aber eine bessere fiel mir im Moment nicht ein.

Außerdem stellte sich eine weitere Frage, und die schien mir noch wichtiger. Das Antlitz der Jungfrau Maria. Wunderschön, natürlich. Voller Gleichmut und trotzdem fähig, das ganze Leid der Welt auszudrücken. Eine junge Frau, ein kleines bisschen füllig, etwas rundlich im Gesicht.

Ich hatte sie schon einmal gesehen. Aber wo?

[...]